

Ruth Großmaß

Die Bedeutung von Menschenbildern, Gendertheorien und interkulturellen Zusammenhängen für eine zeitgemäße Soziale Arbeit

Will man sich mit der Bedeutung von Menschenbildern, Gendertheorien und interkulturellen Zusammenhängen für die Soziale Arbeit auseinandersetzen – und das ist meine Aufgabe heute – dann sind aus meiner Sicht zwei sehr unterschiedliche Zugänge möglich. Man kann mit der Frage beginnen, warum Menschenbilder, Vorstellungen von Geschlecht und von der Einbindung der Menschen in die sie umgebende Kultur überhaupt Gegenstand des Nachdenkens sein sollen – dies ist eine im engeren Sinne philosophische Fragestellung. Man kann auch von den praktischen Erfordernissen heutiger Sozialer Arbeit ausgehen und sich z.B. fragen, welche Rolle das Geschlecht unserer¹ Klienten für ihre Problemlagen spielt, wie es kommt, dass Schulprobleme in der zweiten Generation von Arbeitsmigranten so verbreitet sind, oder warum antisemitische Vorstellungen in manchen Subkulturen so schnell an Plausibilität gewinnen.

Obwohl dieser zweite Zugang für eine Hochschule, an der Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen ausgebildet werden, zunächst einmal näher liegt, möchte ich doch mit einigen grundsätzlichen Überlegungen beginnen. Die Frage, von der meine Überlegungen ausgehen, lautet:

1. Welche Gründe lassen sich dafür anführen, über unser Menschenbild nachzudenken?

Auf diese Frage – eine Frage nach dem Stellenwert anthropologischer Überlegungen – lassen sich gewichtige Antworten in der philosophischen Tradition finden. Die Tatsache, dass Menschen verschieden sind, unterschiedlich in das soziale Leben eingebunden werden und dennoch ein gleiches Menschsein teilen – diese Frage hat die europäische Philosophie seit der Antike zu Reflexionen angeregt. Erst seit dem 18. Jahrhundert allerdings hat diese Reflexion den Charakter einer eigenständigen Wissenschaftsdisziplin – ein Zeitpunkt, der nicht zufällig ist. Denn: Zum einen produzieren die im 16. Jh. beginnenden Entdeckungsreisen und der nachfolgende Kolonialismus (Höhepunkt 19.Jh.) in ganz anderem Ausmaß, als es bis dahin möglich war, Erzählungen und Bilder von – exotisch – anderen Menschen, von Wilden und Primitiven (in Abgrenzung zum kultivierten/ dekadenten Europäer). Zum anderen fällt durch die Reformation und die sich anschließende Säkularisierung vieler Lebensbereiche auch der zentrale Bezugspunkt – Gott – weg, von dem aus das Wesen des Menschen bis in die Neuzeit hinein (auch) philosophisch bestimmt worden war. Erst im 16. Jahrhundert taucht der Begriff „Anthropologie“ erstmals in der uns heute vertrauten Bedeutung auf – bis dahin hatte dieses Kunstwort die Bedeutung der Beschreibung Gottes mit Hilfe menschlicher Züge. Im 18. Jh. werden dann Theorien vom Wesen des Menschen so genannt. Schließlich führt Kant „Anthropologie“ (in pragmatischer Hinsicht) als philosophische Disziplin ein.

Als Blütezeit dieser jungen Disziplin kann dann das 19. Jahrhundert gelten: Theorien über das *Wesen des Menschen* wurden entworfen – nicht nur von Philosophen und Pädagogen, auch

¹ Das „uns“ bzw. „wir“, das in den folgenden Überlegungen noch häufiger vorkommen wird, kündigt nicht die Konstruktion eines neuen Subjektes an, sondern bezieht sich auf die Vortragssituation und will zur gemeinsamen Reflexion einladen.

zahlreiche Mediziner finden sich unter den Autoren anthropologischer Schriften². Über das *Verhältnis des Menschen zur Natur* wurde nachgedacht und über *kulturelle Entwicklung und geschichtlichen Fortschritt* wurden umfangreiche und folgenschwere Theorien konstruiert. Verwiesen sei hier auf Feuerbach³ und Marx⁴ sowie auf Dilthey⁵ und Schleiermacher⁶. – Der all diesem Nachdenken zu Grunde liegende Sachverhalt ist uns allen aus dem Alltag bekannt: Menschen sind in ihrer Individualität und in ihren sozialen Lebensformen sehr unterschiedlich, wir können in keiner Situation wirklich wissen, was im jeweils Anderen vorgeht, sind aber zugleich auf diesen Anderen angewiesen. Ich versuche das damit verbundene Problem einmal vom heutigen Stand aus zu skizzieren:

Die menschliche Individualität – dazu gehören: Denken, Fühlen, Wollen, kulturelle Einbindung, Sprache, Körperlichkeit – ist etwas sehr Komplexes. Um in unserem alltäglichen Handeln damit einigermaßen sicher umgehen zu können, machen wir uns Bilder von dem Anderen⁷. Wir entwickeln Vorstellungen von unserm jeweiligen Gegenüber, die so gebaut sind, dass *wir* (als diejenigen, die handelnd mit dem Anderen umgehen müssen) Verhaltensweisen und Reaktionsmuster zur Verfügung haben. – Reduktion von Komplexität heißt dieser Vorgang in der Systemtheorie⁸. Auf diese Weise verwandeln wir z.B. Menschen, die uns auf der Straße begegnen, in Bekannte und Fremde. Die einen grüßen wir dann, während wir die anderen ignorieren. Und durch feine Nuancierungen drücken wir bei einem Gruß im Vorübergehen meist auch noch wahrgenommene Milieu- und Geschlechterdifferenzen aus. Eine solche, hier an dem harmlosen alltäglichen Beispiel bekannt/fremd verdeutlichte Kategorienbildung⁹ leistet zweierlei. Wir wissen, ohne groß darüber nachdenken zu müssen, wie wir uns zu verhalten haben, *und* wir können im Normalfall angemessene Reaktionen erwarten.

Bilder davon zu produzieren, mit wem wir es zu tun haben, was etwa das Geschlecht des Anderen und sein kultureller Hintergrund in einer aktuellen Situation bedeuten, ist daher letztendlich genauso unvermeidlich wie die Herausbildung von Normen bzw. Idealbildern davon, was von Menschen als Menschen zu erwarten ist, denn solche Normen verschaffen uns die nötige Sicherheit hinsichtlich der – z.B. auf unseren Gruß – zu erwartenden Reaktionen. Zugleich aber sind die Bilder, die in solchen sozialen Prozessen entstehen und durch jede erfolgreiche Anwendung verstärkt werden¹⁰, immer auch falsch, denn sie vereinfachen und reduzieren das, was eine Person ausmacht, auf ein Schema, das dann mit Inhalten aufgefüllt wird, die für mehrere zutreffen sollen. Bilder vom Anderen sind daher janusköpfig: sie liefern

² Zum wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund heutiger Anthropologie s. Marquard, Odo: Artikel „Anthropologie“, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter, Bd. 1, 1971, S. 362- 374

³ Feuerbach, Ludwig: Entwürfe zu einer neuen Philosophie. Hrsg. von Walter Jaeschke. Hamburg (Meiner) 1996.

⁴ Marx, Karl & Engels, Friedrich: Die deutsche Ideologie. Werke Band 3, Berlin (Dietz) 1972

⁵ Dilthey, Wilhelm: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften: Studien, Berlin (Verl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. Reimer) 1910

⁶ Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Dialektik (1814/15). Einleitung zur Dialektik (1833). Hrsg. von Andreas Arndt. Hamburg (Meiner) 1988.

⁷ Dass diese Position des irritierenden „Anderen“, auf den man zugleich angewiesen ist, besonders von Frauen – als dem für das sich männlich konzipierende abendländische Subjekt „anderem“ Geschlecht – ausgefüllt wird, ist spätestens seit Simone de Beauvoirs „Le deuxième sexe“ (Paris 1949) deutlich. Dass auch das ethnisch Fremde die Dopplung Angewiesenheit/ Irritation transportiert, hat Georges Devereux am deutlichsten formuliert (vgl. Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt (suhrkamp) 1984)

⁸ vgl. Luhmann, Niklas: Einführung in die Systemtheorie, hrsg. von Dirk Baecker, Heidelberg (Carl-Auer-Systeme-Verl.) 2002.

⁹ Fremd/bekannt ist natürlich auch in dieser relativ schlichten Situation nicht die einzige Kategorisierung, die zum Tragen kommt. Mann/Frau, Erwachsener/Kind, stärker als ich/schwächer als ich, freundlich gesonnen/aggressiv, angenehm/anstrengend können gleichzeitig präsent sein und zur Anwendung kommen.

¹⁰ Dieser Vorgang der Konstruktion von sozialen Kategorien in Interaktionen ist für die Kategorie „Geschlecht“ gut untersucht. Vgl. Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen (Leske & Budrich) 1984, S. 78-104; Hirschauer, Stefan: Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt (suhrkamp) 1993, S. 9-65.

notwendige Orientierungen für unsere Handlungen. Zugleich aber sind sie auch anfällig für Vorurteile (z.B. über das andere Geschlecht), sie enthalten kulturelle Voreingenommenheit (z.B. gegenüber Angehörigen anderer Milieus oder sozialer Schichten) und transportieren kulturell verankerte Symbole (z.B. „die Hexe“, „das Kreuz“, „das Kopftuch“), über die wir uns im Einzelnen gar nicht bewusst sind und die mitnichten immer den Stand unseres empirischen Wissens abbilden. – Diese Anfälligkeit für Vorurteile gilt übrigens nicht nur für die Einzelnen in ihrem privaten Alltag, sie gilt nicht nur für unsere Klienten und Klientinnen, sondern sie gilt auch für die Professionellen in den sozialen Berufen und, wie ein Blick in die anthropologischen Schriften Kants¹¹ oder Herders¹² zeigt, sogar für unsere großen Philosophen, denen wir in Sachen Menschenrechte und Kulturverständnis viele grundlegende Argumentationen verdanken.

Das Nachdenken darüber also, woher unsere bildlichen Orientierungen vom Anderen stammen, ob sie Ausgrenzungen oder Hierarchisierungen enthalten oder einzelne Menschentypen bzw. -gruppen direkt diskriminieren, ist deshalb nicht nur vernünftig, sondern, da Handlungen Auswirkungen auf andere haben, auch ethisch gefordert. Für Berufe in der Sozialen Arbeit, die mit institutioneller Macht und professioneller Autorität ausgestattet sind, gilt dies in besonderem Maße.¹³ Sie haben mit den Differenzen zwischen Menschen angemessen umzugehen *und* sie müssen sich dabei an den Gleichheitspostulaten der Menschenrechte¹⁴ orientieren.

Ich hoffe, es ist deutlich geworden, dass eine generelle Aufmerksamkeit gegenüber den in unserem Alltagswissen wie in unseren wissenschaftlichen Konzepten und Theorien latent oder explizit vorhandenen Menschenbildern empfehlenswert ist. Doch – ein Blick auf den Titel meines Vortrages zeigt, dass es damit noch nicht getan ist. Anscheinend spielen bestimmte Typen von Bildern und Ordnungskategorien in der aktuellen Diskussion eine besondere Rolle.

2. Was haben – so möchte ich deshalb als nächstes fragen – „Gender“ und „Interkulturalität“ mit Menschenbildern im soeben diskutierten Sinne zu tun?

Sehen wir uns das eingeführte Beispiel noch einmal an: Auch bei der Situation des Grüßens auf der Straße kann die Zuordnung einer Person zum einen oder anderen Geschlecht bereits Auswirkungen auf das Verhalten haben. Zwar gilt die Regel nicht mehr, die Männern vorschreibt den Frauen mit besonderer Höflichkeit zu begegnen – jedenfalls nicht mehr generell. Dennoch sind je nach Geschlecht der beteiligten Personen Unterschiede festzustellen: Personen des gleichen Geschlechts gegenüber kann man sich z.B. weniger förmlich verhalten, denn sexuelle Bedeutungen für eine Verhaltensweise werden in der Öffentlichkeit meist nur bezogen auf das andere Geschlecht unterstellt. Ebenso kann ein unterschiedlicher kultureller bzw. ethnischer Hintergrund einer uns begegnenden Person das mögliche Verhaltensrepertoire beeinflussen. Die Differenz zum eigenen Milieu kann unsicher machen – und manche Menschen

¹¹ Vgl. Kant, Immanuel: „Der Charakter des Geschlechts“, „Der Charakter des Volkes“ in: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht 1799, Kant Werke in 12 Bänden, Frankfurt (suhrkamp) 1968, Bd. XII, S. 648-672.

¹² Vgl. Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. (1784-1791), Wiesbaden (R. Löwith) 1969, 6. Buch (Die Organisation der Völker), S. 153-176.

¹³ So produziert das von Heiner Keupp bei Professionellen diagnostizierte Menschenbild Klienten als „Kinder in Not“ = hilfsbedürftig, ohne eigene Ressourcen, angewiesen auf Versorgung durch andere. (Keupp, Heiner: Bürgerengagements als Ziel, Bedingung und Herausforderung sozialer Arbeit in der Zivilgesellschaft. Fachliche Essentials. In: psychosozial. 25. Jg. (2002) Heft II (Nr. 88) 31-46, S. 34)

¹⁴ Hier nicht ausgeführt, aber mit der Formulierung „Postulat“ faktisch behauptet ist die These, dass die Menschenrechte zwar historisch verknüpft mit dem Menschenbild der Aufklärung entstanden sind, selbst aber nicht auf ein bestimmtes „westliches“ Menschenbild verpflichten. Vgl. hierzu: Spaemann, Robert: Europa ist kein Werteverbund. In: Cicero. H.1. 2004, S. 38-42

neigen dann dazu, das Gegenüber vorsichtshalber nicht zu den Bekannten zu zählen oder so zu tun, als habe man die Person gar nicht wahrgenommen. Weiß man jedoch etwas über die kulturellen Gepflogenheiten dieses anderen Milieus, dann besteht auch die Möglichkeit, vom üblichen eigenen Verhaltensmuster abzuweichen und dem Anderen mit Gesten und Grußformeln entgegenzukommen. Auf diese Weise ist z.B. die Begrüßung mit einem Kuss auf die Wange auch in der Öffentlichkeit Mitteleuropas zunehmend unauffällig geworden.

Auch diese wenigen Beispiele machen deutlich: In die Bilder vom Anderen gehen auch Geschlechtsbedeutungen und kulturelle Annahmen ein. Menschenbilder – auch die philosophisch durchdachten oder wissenschaftlich reflektierten – enthalten immer auch Anteile, die sich auf Geschlechterdifferenzen und kulturelle Unterschiede beziehen.

Warum dann die besondere Hervorhebung von Geschlecht und Kultur, die uns heute in vielen Diskussionen begegnet? – Ich versuche eine Antwort:

Beide Kategorien haben in der westlichen Denktradition eine besondere Geschichte, die viel mit der Säkularisierung christlicher Vorstellungen und Symbole¹⁵, sowie mit dem der neuzeitlichen Wissenschaft zu Grunde liegenden Subjektbegriff¹⁶ zu tun hat. Geschlechterdifferenzen und Unterschiede zwischen Völkern bzw. Nationen wurden in dieser Denktradition zunächst als gottgegeben, dann als naturgewollt angesehen. Schauen wir uns die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Nation‘ etwas genauer an, dann werden Merkmale deutlich, durch die wir nachvollziehen können, warum solche Vorstellungen plausibel scheinen:

1. Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit sind dem Augenschein nach mit körperlichen Merkmalen (Körpergröße, Haarwuchs, Nasenform, Hüftbreite) verbunden.
2. Dem Körperlichen haftet etwas Naturnahes an und so werden auch die dem Geschlecht zugeordneten Eigenschaften – weibliche Mütterlichkeit und männliche Aggressivität z.B. – mit dem Schein der Natürlichkeit versehen. Und auch das „Naturell“ verschiedener Völker gilt, da aus den geografischen Bedingungen erwachsen, als natürlich.
3. Was natürlich ist, wird schnell für überindividuell und unveränderlich gehalten. Dem Geschlecht zugeschriebene Eigenschaften gelten dann für jede Frau und jeden Mann; festgelegte ethnische Eigentümlichkeiten gelten für jeden Vertreter einer bestimmten Nation.

Es sind die hier sichtbaren besonderen Merkmale der Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚ethnische Zugehörigkeit‘, die diese besonders anfällig für Stereotypenbildung und Biologismen machen – nicht nur in unseren Alltagsorientierungen; auch die Rassetheorien und die physiologisch begründeten Geschlechterlehren des 19. Jahrhunderts funktionierten auf diese Art und Weise¹⁷.

Heute wissen wir, dass der Anschein der Natürlichkeit trügt, der die Geschlechterbilder und die Vorstellungen von anderen Ethnien begleitet. Auch die Körperlichkeit und die körperbezogenen Verhaltensweisen der Menschen sind sozial und kulturell gestaltet. Es erfordert vielfältige Anstrengungen und Sozialisationsmaßnahmen, um z. B. aus einem physiologisch weiblichen Menschen eine Frau, aus einem physiologisch männlichen Menschen einen Mann und aus beiden z.B. Deutsche zu machen¹⁸.

Die beiden Begriffe „Gender“ und „Interkulturalität“ spiegeln diesen Erkenntnisprozess wider. In „Gender“ steckt die Erkenntnis, dass Geschlecht nicht etwas ist, das von Natur aus an

¹⁵ Vgl. hierzu: von Braun, Christina: Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht. Zürich (Pendo) 2001.

¹⁶ Vgl. hierzu: Keller, Evelyn Fox: Liebe, Macht und Erkenntnis : männliche oder weibliche Wissenschaft? München (Hanser) 1986 .

¹⁷ Zum gemeinsamen historischen Hintergrund von Geschlechts- und Rassekonstruktionen s. Großmaß, Ruth: Identität und Ausgrenzung, Egalität und Dominanz – die zwiespältigen Grundlagen der Moderne. In: Zeitschrift für Genozidforschung, 2. Jg. H 1, 2000, S. 54-77.

¹⁸ Zur Entstehung geschlechtsbezogener Identität vgl. Großmaß, Ruth: Weibliche Identität – ein Produkt der Moderne? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. 53. 22. Jg. (1999), S. 11-20.

den Personen haftet, sondern dass es sich dabei um ein kompliziertes Gefüge von Zuschreibungen, Interaktionsverhältnissen, Identifikationsprozessen und Symbolisierungen handelt. In „Interkulturalität“ steckt die Erkenntnis, dass ethnische Differenz nicht eine Eigenschaft *des Anderen* ist, sondern dass es sich dabei um eine Relation, um ein „Dazwischen“ handelt, das sich erschließt, wenn man die Prozesse untersucht, die zwischen gleichermaßen kulturell gebundenen, aber unterschiedlichen Kulturen angehörenden Personen, Milieus oder Institutionen stattfinden.

Nimmt man diese Erkenntnis ernst, dann verwandeln sich die Unterscheidungen bekannt/fremd und männlich/weiblich, die in der von mir eingeführten Alltagssituation (des Grüßens auf der Straße) noch relativ leicht zu handhabende Unterscheidungen waren, in sehr komplexe Themen, die in jeder sozialwissenschaftlichen Untersuchung von Bedeutung sein können. Ob es um die Analyse von Machtverhältnissen geht oder um die Untersuchung sozialer Probleme, ob Globalisierung diskutiert oder Individualisierung zum Thema gemacht wird – immer gilt es auch Genderrelationen zu berücksichtigen und interkulturelle Zusammenhänge mitzubedenken. Soziale Arbeit als angewandte Sozialwissenschaft steht in derselben Pflicht.

Damit sind wir mit der Beantwortung der Frage nach der Bedeutung von Menschenbildern, Gendertheorien und interkulturellen Zusammenhängen für die Soziale Arbeit wieder einen Schritt weiter. Einen Schritt weiter, aber noch nicht am Ende. Denn viele der bisher diskutierten Aspekte gelten nicht nur für die Soziale Arbeit, sondern auch für andere Professionen bzw. für jedes Handeln, das sich auf andere Menschen bezieht. Vergleicht man aber die aktuellen fachlichen Diskussionen im Feld der Sozialen Arbeit mit denen benachbarter Bereiche, dann ist auffällig, dass Fragen von Interkulturalität und Gender hier eine im Vergleich *größere* Rolle spielen. Sicher, auch in der Schulpädagogik wird über Migration diskutiert, auch im Kontext von Psychotherapie wird der Geschlechterperspektive Aufmerksamkeit geschenkt – das Feld der Sozialen Arbeit jedoch scheint in besonderer Weise von den Anforderungen und Irritationen betroffen zu sein, die mit Gender und Interkulturalität verbunden sind.

Dies führt mich zu einer weiteren Frage, mit der ich mich und Sie beschäftigen möchte, zu der Frage:

3. Sind Gendertheorien und interkulturelle Zusammenhänge für die Soziale Arbeit heute von besonderer Bedeutung?

Auch zur Beantwortung dieser Frage zunächst einige theoretische Überlegungen: Das Geschlecht einer Person und ihr kultureller Hintergrund dienen, wie wir gesehen haben, nicht nur als Unterscheidungsmerkmale im alltäglichen Handeln. Sie strukturieren unser Handeln und werden zu Bildern, die soziale Wirklichkeit verändern und gestalten. Entsprechend sind Gender und Interkulturalität nicht nur wichtige Aspekte sozialwissenschaftlicher Forschung. Bei ‚Geschlecht‘ und ‚ethnischer Herkunft‘ handelt sich vielmehr *gleichzeitig* um *soziale Strukturmerkmale*, mit deren Hilfe und um die herum Gesellschaften ihre innere Ordnung entwickeln. Alle gesellschaftlichen Institutionen, durch die Menschen sich in die Gesellschaft integrieren und am öffentlichen Leben teilhaben – Arbeit, Bildung, Beruf, Geld, Familie – tragen diese Strukturmerkmale. Da Genderrelationen hierarchisch¹⁹ und ethnische Differenzen in Dominanzverhältnisse eingebettet sind²⁰, bedeutet dies: Wie ‚Klasse‘ bzw. ‚Schicht‘ fun-

¹⁹ Vgl. hierzu: Bitzan, Maria: Sozialpolitische Ver- und Entdeckungen. Geschlechterkonflikte und soziale Arbeit. In: Widersprüche. Heft 84, 22. Jg. 2002, Nr. 2, S. 27-42; Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Münster (Westfälisches Dampfboot) 2001; Wetterer, Angelika: Professionalisierung und Geschlechterhierarchie : Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel (Junior & Preßler) 1993; Hausen, Karin (Hrsg.) Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung : zur Geschichte ungleicher Erwerbchancen von Männern und Frauen. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1993; List, Elisabeth (Hrsg.): Denkverhältnisse - Feminismus und Kritik. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1989.

²⁰ Vgl. hierzu: Rommelspacher, Birgit: Dominanzkultur : Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin (Orlanda-Frauenverl.) 1995; dies.: Anerkennung und Ausgrenzung : Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frank-

gieren auch ‚Geschlecht‘ und ‚kulturelle Herkunft‘ in modernen Gesellschaften als Platzanweiser für Rechte, Zugangschancen und Bewegungsspielräume.

Wir haben es daher bei sozialer und ethnischer Herkunft sowie bei Geschlecht²¹ mit einer Art von Verschiedenheit zu tun, die weniger harmlos ist, als sie zunächst erscheint. Es geht nicht nur um individuelle Verschiedenheit, nicht nur um kulturelle Differenzen, sondern auch um Ungleichheiten, die mit dem egalitären Menschenbild demokratisch verfasster Gesellschaften nicht so ohne weiteres zu harmonisieren sind. Hierarchien und Dominanzverhältnisse produzieren Ungleichheiten auch in Bereichen elementarer Bedürfnisbefriedigung, sie schaffen Ungleichheiten bei Bildungszugang und Berufschancen sowie hinsichtlich der Partizipationsmöglichkeiten in Öffentlichkeit und Gemeinwesen. Sie produzieren Ausschlüsse und soziale Problemlagen²², in denen Menschen hilfebedürftig werden.

Damit sind wir beim Aufgabenbereich und Einsatzort der Sozialen Arbeit angekommen, denn das Vermeiden sozialer Härten, die aus solchen strukturellen Ungleichheiten resultieren, gehört in den westlichen Demokratien genauso zu den Aufgaben der Sozialen Arbeit wie die Unterstützung von denjenigen Bildungs- und Integrationsprozessen, die Basisvoraussetzungen für die Teilnahme am öffentlichen Leben des Gemeinwesens sind.²³

Soziale Arbeit hat es daher von ihrer Aufgabenstellung her in ganz anderem Maße als andere Professionen mit den belastenden Effekten sozialer Strukturierung zu tun, mit den Auswirkungen des ungleichen Zugangs zu ökonomischen Ressourcen, mit den Auswirkungen der Geschlechterhierarchie und den Auswirkungen kultureller Dominanz. Interkulturelle Kompetenz und Gendersensibilität sind deshalb in der sozialarbeiterischen Praxis von besonderer Bedeutung²⁴. So erstaunt es nicht, in nahezu allen Projekten und Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit – in der Familienhilfe und der Jugendarbeit, in der Flüchtlingsarbeit wie in der Schulsozialarbeit, in der psychosozialen Beratung wie in der Erlebnispädagogik – auf Themen und Projektideen zu treffen, die für interkulturelle Prozesse sensibilisieren und zur Überwindung der Geschlechterhierarchie beitragen wollen.

Blickt man auf die Geschichte der Sozialen Arbeit zurück, dann fällt auf, dass diese Akzentsetzungen nicht immer so selbstverständlich waren, wie wir sie heute sehen. Zwar hatten die Anfänge der professionellen Sozialen Arbeit bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert eine enge Verbindung zur Ersten Frauenbewegung – die Geschlechterfrage war also schon früh präsent. Sie bezog sich jedoch in erster Linie auf die in der Sozialen Arbeit Tätigen. Es ging

furt (Campus-Verl.) 2002; Mecheril; Paul... (Hg.) Psychologie und Rassismus. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt-Taschenbuch-Verl) 1997; ders.: Prekäre Verhältnisse : über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit. Münster (Waxmann) 2003

²¹ Ich folge mit dieser Bezeichnung den Kategorien Bourdieus. Vgl. Bourdieu, Pierre: La domination masculine. Paris (Seuil) 1998.

²² Um Missverständnisse zu vermeiden: Nicht jeder Ausschluss produziert soziale Probleme. Manche Ausschlüsse sind völlig unproblematisch (wie z.B. der Ausschluss aus der Mitgliederversammlung eines Vereins, dem man nicht angehört); manche Ausschlüsse produzieren keine sozialen, sondern politische Probleme (wie z.B. der Ausschluss der Frauen aus den Bildungseinrichtungen). Vgl. hierzu Scherr, Albert: Soziale Arbeit und die nicht beliebige Konstruktion sozialer Probleme in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Soziale Probleme, 2001, J. 12, N. 1-2, S. 73-95

²³ „In jeder Gesellschaft entstehen soziale Probleme, die von den Betroffenen aus eigener Kraft nicht bewältigt werden können. Die Gesellschaft ist daher verpflichtet, Angebote zur Verhütung, Minderung und Bewältigung von Problemen und Notständen zu machen.

Soziale Arbeit orientiert sich dabei ebenso an den Bedürfnissen der Bürgerinnen/Bürger wie den Interessen der Gesellschaft. Ihre Aufgaben liegen sowohl in der Prävention als auch in der Behebung von sozialen Benachteiligungen, im Angebot von adäquaten Bildungs- und Freizeitangeboten, sowie in einer politischen Einflussnahme zur Veränderung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.“ – So der Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) zum Berufsbild professioneller Sozialer Arbeit.

²⁴ Zur ausführlichen Explikation dieses Zusammenhanges vgl. Böhnisch, Lothar & Funk, Heike: Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim/ München (Juventa) 2002; Gemende, Marion: Interkulturelle Zwischenwelten. Weinheim/ München (Juventa) 2002.

um den Zugang der Frauen zu Bildung und Berufsausübung. Das Problem, auf das die „soziale Hilfstätigkeit“ – so die Bezeichnung bei Alice Salomon²⁵ – hinsichtlich ihrer Klientel eine Antwort finden sollte, bezog sich eher auf Armut und Versorgungsdefizite bei den unteren Schichten. Auch dies in den Worten Alice Salomons formuliert: „soziale Hilfsarbeit geht an die besitzlose Klasse heran.“²⁶ Im Vordergrund der Diskussionen stand also damals das, was wir heute als soziale Herkunft oder Schicht bezeichnen würden. Frauen und Kinder galten als von Armut besonders betroffen. Dass jedoch die Geschlechterrelation ein Aspekt jeder sozialen Problemlage ist, ist erst eine Einsicht der 60er/70er Jahre des letzten Jahrhunderts. Noch länger als ‚Geschlecht‘ hat ‚Interkulturalität‘ gebraucht, um zu einer in der Sozialen Arbeit relevanten Kategorie zu werden. Bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts spielte ethnische Differenz zwar in den Vereinigten Staaten, nicht aber in der europäischen Diskussion eine bedeutende Rolle²⁷. Erst die in den 80er Jahren sichtbar werdenden Effekte der Arbeitsmigration hat interkulturelle Zusammenhänge zu einem Thema in der Sozialen Arbeit gemacht. Heute wissen wir, dass Interkulturalität in allen Feldern der Sozialen Arbeit schlummert – auch da, wo wir gar nichts „Fremdes“ vorzufinden meinen²⁸.

In dieser Phasenverschiebung beim Aufgreifen der Kategorien ‚Gender‘ und ‚Interkulturalität‘ spiegelt sich allerdings weniger ein Defizit professioneller Care-Tätigkeit als vielmehr eine historisch-gesellschaftliche Veränderung: Es ist der Modernisierungsschub der westlichen Gesellschaften im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, der ‚Gender‘ zu einer zentralen Kategorie sozialer Interventionen gemacht hat. Und es sind die Effekte der ökonomischen Globalisierung²⁹, die Migration von einem zeitlich und regional begrenzten Ausnahmephänomen zu einem normalen Bestandteil des sozialen Lebens gemacht haben. Beide Entwicklungen führen dazu, dass soziale Problemlagen faktisch zunehmend Merkmale von Gender und Interkulturalität tragen³⁰.

Damit bin ich am Ende meiner Überlegungen angekommen. Deren Ergebnisse lassen sich in vier Thesen zuspitzen, die ich abschließend noch einmal nenne:

1. Soziale Arbeit als Interventionsform sozialstaatlich organisierter Gemeinwesen hat die Aufgabe soziale Härten und Ausschlüsse vermeiden zu helfen, die sich aus strukturellen Ungleichheiten innerhalb der Gesellschaft ergeben. Dabei gilt es, mit Differenzen zwischen Menschen angemessen umzugehen *und* sich dabei an den Gleichheitspostulaten der Menschenrechte zu orientieren. Welche Themen und Schwerpunkte in der

²⁵ Vgl. Salomon, Alice: Soziale Frauenbildung, Leipzig/ Berlin (Teuber-Verlag) 1908

²⁶ Salomon, Alice: Soziale Frauenbildung, a.a.O. S. 36, Fußnote 1, mit Verweis auf Frau Gnauck.

²⁷ Dass „Der Fremde“ für die Strukturierung der sozialen Eigenwelt Bedeutung hat, ist allerdings spätestens seit Simmels berühmtem Exkurs bekannt. Vgl. Simmel, Georg: Soziologie, GA Bd. 11, S. 764-771

²⁸ Radikalisiert ist dieser Sachverhalt in Paul Mecherils Formulierung, bei Beratung gehe es um „Anerkennungshandeln im Medium von Nicht-Verstehen“ (Mecheril, Paul, Beratung interkulturell, In: Frank Nestmann, Frank Engel, Ursel Sickendiek (Hrsg.) Das Handbuch der Beratung. Bd. 1: Disziplinen und Zugänge. Tübingen (dgv) 2004, S. 295-304. Auf die gesellschaftlichen Risiken der „Generalisierung von Fremdheit“ hat Sighard Neckel hingewiesen. Vgl. Neckel, Sighard: Die Macht der Unterscheidung. Frankfurt (Campus) 2000, S. 230 ff.

²⁹ Vgl. hierzu: Richter, Erika: Migration und Interkulturalität. Herausforderungen für die Soziale Arbeit. In: Siegfried Müller, Heinz Sücker, Thomas Olk & Karin Bollert: Soziale Arbeit: Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Hans-Uwe Otto zum 60. Geburtstag. Neuwied (Luchterhand) 2000, S. 137-151; Giebeler, Cornelia: „Global Social Work – Interkulturelle Soziale Arbeit“. Globale und interkulturelle Kompetenz in der Sozialarbeitswissenschaft. In: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspolitik. 2002 Jg. 25 N. 2 S. 27-31

³⁰ Dass es gar nicht so einfach ist, beide Kategorie gleichzeitig zu berücksichtigen, lässt sich hier genau so wenig ausführen wie sich aus diesem Problem ergebenden methodischen Konsequenzen: „Manchmal erscheint es so, als ob wir es mit einem Phänomen zu tun haben, das man mit einem Vexierbild vergleichen kann. Schauen wir auf die Figur, sehen wir sie, schauen wir auf den Hintergrund dann verschwindet sie und wir sehen ein anderes Bild, eben den Hintergrund. Das Bild springt hin und her, je nachdem ob wir die Figur oder den Hintergrund betrachten.“ (Der wechselnde Blick, Editorial zu: „Wenn Heimat global wird...“ beiträge zur feministischen theorie und praxis. H. 63/64 2003, S. 9)

Sozialer Arbeit eine besondere Bedeutung bekommen, hängt von gesamtgesellschaftlichen Prozessen ab und unterliegt deshalb historischen Veränderungen.

2. In jedes Handeln im sozialen Feld gehen Bilder vom Anderen ein, die Auswirkungen auf den Beziehungs- und Handlungsspielraum der Beteiligten haben. Auf Grund des Expertenstatus professioneller Helfer ist die Wirksamkeit ihrer Bilder besonders machtvoll. Deshalb ist es erforderlich, die Menschenbilder, die professionelles Helfen begleiten, kontinuierlich zu prüfen und zu reflektieren – ganz gleich ob sie aus Alltagstheorien, individuellen Erfahrungen oder wissenschaftlichen Konzepten stammen.
3. Die Kategorien ‚Gender‘ und ‚Interkulturalität‘ sind für die Konzeptionierung und Reflexion Sozialer Arbeit deshalb von besonderer Bedeutung, weil Geschlecht und kulturelle Differenz als soziale Strukturmerkmale eine doppelte Rolle spielen: Sie sind Teil der sozialen Problemlagen, mit denen die sozialarbeiterische Praxis zu tun hat. *Und* sie formen unsere Vorstellungen vom sozialen Leben, sind Elemente unseres Menschenbildes und Orientierungspunkte unseres Handelns.
4. Gendertheorien und Konzepte von Interkulturalität in der Theoriebildung zu berücksichtigen ist deshalb genauso geboten wie das Training von Gendersensibilität und Interkultureller Kompetenz in der Ausbildung.